

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 87.

Montag, 15. April.

1929.

(6. Fortsetzung.)

Der Moro-Konzern.

(Nachdruck verboten.)

Roman von H. Weirauch.

War somit Moros Interesse für den Ingenieur ein rein geschäftliches, so empfand Katharina von Hollen für den von ihrem Onkel geschätzten Mann herzliche Zuneigung und Bewunderung. So sehr sie sich über die ihm seitens ihres Onkels gezollte Anerkennung freute, so tief erschraf sie, als er den ihr nicht gleichgültigen Namen im Zusammenhang mit jenem schrecklichen Morde nannte.

Sie gab dieser Empfindung auch unverhohlenen Ausdruck, und Moro seinerseits bemühte sich, das Mädchen zu beruhigen, da ihm nichts ferner läge, als Brandt mit der traurigen Tat in Verbindung zu bringen.

„Laß uns schlafen gehen, liebes Kind“, sagte er schließlich und geleitete die Getröstete bis zur Tür, wo er ihr gute Nacht wünschte. Seine Lippen berührten hierbei die Stirn des Mädchens, nur kurz, und doch vielleicht einen Gedanken länger als nötig. Dann blieb er nachdenklich zurück.

„Wie kommt sie nur auf solche Ideen!“ murmelte er vor sich hin, indem er in dem großen Raume auf und nieder ging und eine frische Zigarette in Brand setzte.

Er hing doch so sehr an diesem bescheidenen Mädchen, das so still ihres Amtes waltete in seinem weiten Hause. Geradezu unentbehrlich war sie ihm geworden, wenn er abends nach Arbeit und Ärger zurückkehrte in seine vier Wände. Warum war sie errötet, als er den Namen des Ingenieurs nannte, und wie hatte sie den jungen Menschen in Schutz genommen? Ob sie wohl mehr für ihn empfand als nur Freundschaft? — Das wären zwei Menschen, die zueinander passen würden. Und doch, daran war gar nicht zu denken.

Er brauchte die kleine Katscha, er würde sie nicht hergeben. Zwei Jahre sorgte sie schon für ihn. Nein, er konnte sie nicht mehr missen. Weiter gingen seine Gedanken nicht.

Der immer auf eigene Interessen gerichtete Sinn des Mannes kam gar nicht darauf, daß er nicht das Recht habe, das Glück dieses jungen Mädchens zu hindern, wenn es einmal soweit sein sollte. Ihn fesselte dieses weiche, scheue Wesen, das doch so stolz sein konnte, und weil er es brauchte, um sich in seinem sonst kalten Heim wohlzufühlen, so folgerte er einfach, daß er es behalten und nicht hergeben werde. Beruhigt zog er sich zurück und begab sich zur Ruhe.

Acht Tage nach dem Morde wurden die von den Gerichten inzwischen freigegebenen irdischen Reste des Grafen Bodo von Schönburg in der am Rande des Schloßparks gelegenen Kapelle beigesetzt. Es war derselbe Tag, an dem Moro und Kraatz ohne ihren Begleiter Kuppen von Joppot wieder in Berlin eintrafen.

Die gesamte Bevölkerung der Umgebung nahm an dem traurigen Ereignis Anteil und hatte sich eingefunden, um Zeuge der Beisetzung zu sein. Man sah die Besitzer der Nachbargüter mit ihren Familien vorfahren. Abordnungen von den verschiedenen Gemeinden stellten sich ein. Die bekannte Familie des Grafen von der Heyden war anwesend. Es war kein Geheimnis, daß der Verstorbene sich mit der Tochter Doris von der Heyden hatte verloben wollen. Man sah den Landrat und andere Vertreter der Regierung. Der

Kreis-Kriegerverein und mehrere andere Vereine waren fast vollzählig zur Stelle. Die gesamte Belegschaft der Grube „Glückauf“ war in ihren kleidsamen Bergmannsuniformen vor dem Schlosse aufmarschiert, am rechten Flügel der Bergmannskapelle und an der Spitze der Obersteiger Menge, der bei der Auffindung der Leiche des Grafen zugegen gewesen war.

Die Arbeiten in der Grube, die sonst Tag und Nacht ununterbrochen fortgingen, waren heute auf ein Mindestmaß beschränkt worden. Nur die Pumpen waren im Gange und drückten die Massen des ständig eindringenden Grundwassers aus den verschiedenen Sohlen an die Oberfläche. Gefördert wurde an diesem Tage nicht, galt es doch, den Besitzer des Kohlenbergwerks zur letzten Ruhe zu geleiten.

Die Leiche des ermordeten Grafen war im Rittersaal des Schlosses feierlich aufgebahrt. Der ganze weite Raum war in schwarzen Flor gehüllt, aus dessen finsterner Umrahmung die Ahnenbilder vieler Generationen ernst niederblickten. Berge von Kränzen umgaben den schweren Metallarg, an dem vier Bergleute die Totenwache hielten. Die große Zahl der Leidtragenden fand bei weitem nicht Platz in dem Saale. Die Mehrzahl erwartete den Sarg vor dem Schlosse, um ihn von da zur Kapelle, die drüben am Ende des Parks lag und die Familiengruft enthielt, das Geleit zu geben.

Nachdem der Geistliche im Rittersaal ein kurzes Gebet gesprochen hatte, hoben Bergleute den Sarg auf und trugen ihn hinaus. Am Schloßportal setzte sich die Kapelle der Bergleute an die Spitze, und unter dem schweren Afforden des Beethovenischen Trauermarsches bewegte sich der traurige Zug durch die Wege des Parks. Von der Kapelle her klangen die Glocken, und in ihr Schwingen mischte sich das Geräusch aller umliegenden Ortschaften.

Als einziger naher Verwandte folgte dem Sarge der jüngere Bruder des Verstorbenen, Graf Konstantin, an dessen Seite der Geistliche schritt. Das Gesicht des Grafen trug den Stempel tiefer Ergriffenheit, und die Starrheit seiner Mienen bewies, daß die Trauer um den Bruder den Gedanken an das reiche, ihm so unerwartet zugefallene Erbe nicht aufkommen ließ. Hinter ihm folgte die unüberschaubare Zahl der Leidtragenden zu Fuß, mit entblößten Häuptern.

In der Kapelle fand ein feierlicher Gottesdienst statt. Türen waren weit geöffnet, und im Halbkreis standen die vielen Gäste davor, die im Innern des Heiligtums keinen Platz mehr bekommen konnten. Dann wurde die Leiche in der offenen Gruft neben den früher verstorbenen Grafen von Schönburg beigesetzt.

Als die Feier zu Ende war und die Menge der Leidtragenden sich entfernt hatte, blieb Graf Konstantin in seinem Turmzimmer drei Tage allein und ließ sich nicht sprechen. Dann erst erschien er wieder, um mit dem Verwalter seines Bruders alles Nötige zu beraten.

Die Leitung des Besitzes sollte, wie dies unter dem Grafen Bodo gewesen war, in den Händen des Verwalters Wohlerl verbleiben. Da Graf Konstantin jedoch durch seine Geschäfte in Berlin festgehalten war, so sollte ein Bevollmächtigter die Abrechnungen entgegen-

nehmen und dem Verwalter von den besonderen Wünschen des Grafen Kenntnis geben.

Als diesen Vertrauensmann nannte Graf Konstantin einen mit ihm durch den Moro-Konzern in Verbindung stehenden Doktor Werth. Dieser sollte insbesondere auch die Angliederung der Grube „Glückauf“ an den Konzern zur Durchführung bringen. Eine solche sei im Interesse besserer Verwertung der in der Grube liegenden Schätze von Vorteil.

Wohlert war durch diese Mitteilung des Grafen betroffen und wandte ein, die Grube sei das rentabelste Unternehmen der ganzen Herrschaft und könne durch die geplante Angliederung an den Konzern nur verlieren. Doch der Graf ließ die Bedenken des Verwalters nicht gelten und blieb bei seinen Bestimmungen, deren Durchführung sofort in Angriff zu nehmen sei. Zu diesem Zweck werde Doktor Werth in den nächsten Tagen auf Schloß Schonburg eintreffen. Auch mit den auf der Kreisbank liegenden umfangreichen Depots waren einschneidende Änderungen in Aussicht genommen, und der an große Selbständigkeit gewöhnte Verwalter sah mit Schrecken seine bisher so angenehme Stellung bedroht. Die direkte Unterstellung unter den Bestzer der Herrschaft schien durch die Zwischenschaltung des Doktor Werth völlig verlorengehen zu sollen. Mit Bedauern wies Graf Konstantin alle Einwände des gekränkten Verwalters zurück, da er auf seine Verbindungen an anderen Stellen Rücksicht zu nehmen habe.

Auch eine Andeutung des Beamten, daß er unter den neuen Umständen kaum werde weiterarbeiten können, war nicht imstande, den Sinn des Grafen zu ändern.

Doktor Werth, der bald darauf eintraf, war ein Mann, der durch seine große Lebenswürdigkeit anfänglich Sympathien und Vertrauen erweckte. Als Sohn eines Pastors hatte er mit seinem dunklen Vollbart und der nicht ganz modischen Kleidung selbst etwas von einem Geistlichen an sich und verstand es, diesen Eindruck durch eine weiche, eindringliche Sprache mit etwas süddeutlichem Einschlag zu erhöhen.

Der Verwalter atmete auf, als er diesen Herrn kennenlernte, dessen Ankunft er mit berechtigter Sorge entgegengesehen hatte. Mit diesem Vorgesetzten würde er wohl auskommen können, dachte er bei sich.

Und Doktor Werth wußte auch alle für Wohlert peinlichen Situationen mit so viel Freundlichkeit zu mildern und zu überbrücken, daß ihm dieser innerlich dankbar war. Eigenartig berührte den Verwalter die Beobachtung, daß sich zwischen dem Grafen und Doktor Werth gewisse Gegensätze zu befinden schienen, die mit dessen Stellung als Vertrauensmann nicht recht in Einklang zu bringen waren.

Doktor Werth konnte bei Besprechungen mit dem Grafen zuweilen eine derart bestimmte, beinahe befehlende Art annehmen, daß sich Wohlert wunderte, wie sich der Graf diesen Ton bieten lassen konnte. Da der Graf schließlich regelmäßig auf die so vorgebrachten Anregungen des Doktors einging, so erklärte sich Wohlert diese Haltung mit der zweifellos geringeren Fachkenntnis des Grafen, der sich dem tieferen Wissen des anderen unterordnete. Graf Konstantin stand, das wußte Wohlert, den Einzelheiten des großen Betriebs innerlich fern.

Schon als Knabe hatte ihn seine wirklichkeitsfremde, aber temperamentvolle Art von nüchterner und mühsamer Arbeit weg zu vorwärtstürendem Erobern gezogen. Selbst willensschwach und unselbständig, wurde er zum Sklaven und kläglichen Nachahmer seines jeweiligen Idols. Die zahlreichen, ihm in der großen Bibliothek des Schlosses zur Verfügung stehenden Bücher hatten diesen phantastischen Drang in dem jungen Menschen noch vertieft und ihn von der rauhen Wirklichkeit weg zu sehr in das Land der Träume gezogen. Dieses Fehlers sich selbst bewußt — so dachte der Verwalter —, mochte der Graf den oft in unangebrachter Form gegebenen Ratschlägen des Doktors, als des erfahrenen und durchgebildeten Mannes, sich fügen.

Zahlreiche Besprechungen zwischen Doktor Werth und dem Grafen gingen auch vor sich, ohne daß Wohlert hinzugezogen wurde. Diese Neuerung war für den verdienten Beamten besonders schmerzlich und kränkend, und eine Genugtuung überkam den beiseite geschobenen Verwalter, wenn er zu bemerken glaubte, daß die beiden Herren nach solchen oft lange dauernden Unterhaltungen in recht gereizter Stimmung wieder zum Vorschein kamen. Vielleicht, so kalkulierte er, würde der Graf mit der Zeit von diesem Berater, mit dem er sich durchaus nicht gut zu verstehen schien, wieder abkommen. Dann würde sich seine eigene Stellung wieder günstiger gestalten.

Da zudem Doktor Werth mit dem Moro-Konzern in ständigem Briefwechsel stand, so hoffte Wohlert, daß seine Interessen doch mehr nach dort als auf die Angelegenheit der Herrschaft Schonburg gerichtet seien und daß der anfängliche Eifer für diese allmählich verebben würde.

All diese Hoffnungen aber trugen. Doktor Werth ließ sich sämtliche, die Grube betreffenden Papiere, wie Lagepläne, Skizzen, Aufzeichnungen über die verschiedenen erbohrten Kohlenvorkommen, die Mächtigkeit der Flöze, Förderungsübersichten und Rentabilitätsberechnungen, Kundenlisten und die gesamte Buchführung geben und vertiefte sich Stunden und Tage in diese Belege. Auch der Obersteiger Menge war von den in Aussicht genommenen Veränderungen wenig erbaut, doch lag für ihn weniger Grund zu Befürchtungen vor, da seine Stellung als technischer Leiter der Grube nicht gefährdet erschien.

Als dann Graf Schonburg wieder nach Berlin zurückkehrte und Doktor Werth allein auf Schloß Schonburg zurückblieb, gestaltete sich die Lage für Wohlert noch weniger angenehm. Kurz nach der Abreise des Grafen erschienen noch verschiedene andere Herren auf dem Schlosse, die mit Doktor Werth die geplanten Umstellungen durchführen sollten.

Wohlert sah sich durch diese neuen Eindringlinge allmählich völlig ausgeschaltet und kam schließlich, wenn auch nach schweren Kämpfen, zu dem Entschluß, dem Grafen seine Kündigung vorzulegen. Der treue Beamte fühlte sich zu sehr mit den Interessen der Herrschaft verwaschen, als daß er ruhig hätte ansehen können, wie fremde Leute sich ohne Not hier breit machten und als Herren aufspielten.

Bei einer bald darauf sich ergebenden kurzen Anwesenheit des Grafen unterbreitete Wohlert diesem seine Kündigung. Zu seinem Erstaunen nahm der Graf diese mit so aufrichtigem Bedauern auf, daß der Verwalter seinen Groll gegen ihn vergaß und in die ihm von seinem Herrn gereichte Rechte mit Wärme einschlug.

„Es tut mir ganz außerordentlich leid, einen so guten alten Beamten zu verlieren“, sagte der Graf, „mehr als ich Ihnen sagen kann. Aber ich muß auf Dinge Rücksicht nehmen, die ich hier nicht erörtern darf. Ich wollte, es wäre nicht so weit gekommen. Leben Sie wohl, lieber Herr Wohlert, und was ich ferner für Sie tun kann, soll bestimmt geschehen. Wenden Sie sich jederzeit, bitte, vertrauensvoll an mich.“

Der Verwalter verließ das Zimmer, einen Groll im Herzen gegen die Menschen, die sich hier eingedrängt hatten und dem Grafen seinen eigenen Willen zu rauben schienen.

Bald darauf trat ein neuer Verwalter ein, der von Doktor Werth voll in Anspruch genommen und auch in alle Zweige seiner Tätigkeit eingeführt wurde. Wohlert beachtete dies kaum, für ihn galt es jetzt, einen neuen Wirkungskreis zu finden; seine Interessen konzentrierten sich daher in dieser Richtung.

Zu dem bestimmten Termin verabschiedete sich Wohlert von dem Grafen in dessen Berliner Wohnung. „Seien Sie froh“, äußerte dieser, „daß Sie das alles da draußen nicht mehr miterleben müssen!“

So war der Verwalter gegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingsfreude.

Es rauscht ein neuer Lebensklang
So zauberfröhlich durch das Tal.
O komm, und folge dem Gesang
Der dich erhebt aus Schmerz und Qual.

Im Walde ruft der Vögelin Chor
Und tausend Wunder zeigen sich.
Nun zieh' hinaus und blick' empor,
Der blaue Himmel glänzt für dich.

Erfülle dich mit neuer Kraft
Die nun das ganze Land durchdringt.
Komm mit zur frohen Wanderchaft,
Die schöne Erde klingt und singt.

Frau Cinga.

Kakteen.

Von Marianne v. Ziegler.

Ich war gleich anfangs etwas erschrocken, als mir N. zum Geburtstag die *Opuntia mikrodasy* überreichte. Mir ahnte nichts Gutes. Die meisten meiner Freunde züchten Kakteen. Bei A's. sind alle Fenster mit den verrückten Dingen verbaut, man kann nur mehr durch die Läden frische Luft einlassen. O's. haben sich wegen dieser Liebhaber ihr ganzes Wohnzimmer *waterproof* eingerichtet, und das ist nötig, denn man kann nie wissen, wann und wohin man unversehens einen Guß aus einer kleinen, feinen, türkischen Spritze bekommt. Es muß aber sehr bekömmlich sein, denn O's. sehen dabei blühend aus, viel besser als ihre Kakteen. . . . Und B's. wagten es im verflohenen Sommer nicht, aufs Land zu gehen. Sie entdeckten so etwas wie Knospen an den Echinopsen, und ihre Furcht, die Blüte zu versäumen, war stärker als die Sehnsucht nach Wald und Berg. N. hatte von Anfang an erklärt, die interessanten Punkte an den Pflanzen seien Wollläuse; aber da er niemand einen Erfolg gönnt, schenkte man ihm keinen Glauben. Geblüht haben die Echinopsen natürlich nicht.

Nachdenklich sah ich also meiner *Opuntia mikrodasy* gegenüber. Ich bin eine leidenschaftliche Blumenfreundin, gewiss. Aber diese Kreatur erinnerte mich höchstens an allerlei ungenießbare Schwammerln. Oder halt, das war's! an den alten Zeitungsträger, der so viele Warzen, Auswüchse und Knollen auf seiner Nase hat! Nun, so gut ich mich jeden Tag an seiner grotesken Erscheinung freue, mühte ich der *Opuntia* wohl auch ein gewisser Reiz abzugewinnen lassen. Nach ein paar Stunden war ich schon eher an sie gewöhnt. Sie hatte so was Futuristisches. Nur schade, dachte ich, daß es nicht recht zu meiner sonstigen Einrichtung paßt: Boulemöbel, Pastellbilder, altes Porzellan. . . man müßte eine Verbindung herstellen. Vielleicht in Gestalt eines raffiniert schönen Blumentopfes? Wozu gibt es Kunstteramik?

Ich ging also hin und kaufte einen Übertopf, wirklich sehr fein, türkisblaugrün und ein wenig rötlich geflammt, handfiguriert natürlich und entsprechend teuer. Geschenke legen einem oft solche Verpflichtungen auf. Aber er stand der *Opuntia* gut zu Gesicht. Selbst die Pastellbilder schienen nachsichtiger auf sie herabzublicken, und sie selber, ich weiß es heute bestimmt, sie lächelte verschmitzt.

Drei Tage ging alles gut. Ich froh etwas dabei, weil N. mir eingeschärft hatte, die *Opuntia* müsse kühl überwintern. Aber sonst waren wir beide zufrieden. Da — o Schreck! eines Morgens waren zwei oder drei ihrer kühnsten Auswüchse abgefallen. Strenges Verhör: Wer hat es gewagt, sie anzurühren? — Natürlich niemand. *Opuntien* scheinen also an demselben geheimnisvollen Selbstverstümmelungstrieb zu leiden wie Porzellanfiguren, die das auch immer von selber machen. So viel stand fest: die Silhouette war gestört, und sie war es noch mehr, als am übernächsten Morgen einige weitere Glieder neben dem blaugrünen Kunsttopf lagen und ihre Tausendfüßlerbeine in der Politur des Tischchens spiegelten.

Schuldbewußt eilte ich zu N., mir Rat zu holen. Der grub eben mit behandschuheten Fingern in seinen Töpfen herum und sah mich über die Hornbrille weg streng an: „*Opuntia mikrodasy* ist die anspruchloseste Pflanze, die es gibt. (Oho! und der teure Topf?) Sie muß schon sehr verkehrt behandelt worden sein, wenn sie nicht gedeiht. Du kannst nichts anderes tun, als die abgefallenen Teile eigens einpflanzen, dann hast du wenigstens Ableger für den Fall, daß es dir gelingt, den Hauptstamm ganz umzubringen. Du mußt eben lernen, wie man mit Kakteen umgeht. Hilf mir mal gleich hier. . . halt deine Hände her. . . Achtung!“

Ich hatte eben noch Zeit, meine neuen sekkfarbigen Gazelleledernen abzustreifen; N. züchte einen irdenen Topf

und ich rief „Au!“ Denn ein wider, runder Kerl mit Stacheln wie ein Igel war, gefolgt von einigen Erdklumpen, in meine aufgehobenen Hände gesprungen.

„Zum Kakteenumtopfen zieht man die Handschuhe nicht aus, sondern an, das siehst du doch bei mir“, sagte N. mit einem Blick zum Himmel. „Du hast wirklich noch sehr viel zu lernen. Und daß du mir die richtige Erde nimmst! Ein Teil Sand, ein Teil feuchten Lehm, ein Teil Pferdemist, ein Teil Holzkohle, alles sorgfältig mit der Hand zerkleinert, verstanden! Für ganz blutige Dilettanten gibt es auch fertige Mischungen zu kaufen.“

Ich kaufte die Dilettantenmischung und eine Reihe kleiner Töpfchen für die Ableger. Dann machte ich mich eifrig ans Einpflanzen, wobei mich der erste Griff in die Tausendfüßlerbeine schmerzhaft an die vergessenen Handschuhe erinnerte. Aber meine Gazellen habe ich doch nicht geopfert, nun gerade nicht!

Jetzt hatte ich also sechs *Opuntien*jünglinge und eine Mutter, die entschieden ihre aparte Schönheit eingebüßt hatte. Ob der Zeitungsvorkäufer, wenn er seine Warzen abwerfen könnte, auch so ohne alle Reize dastehen würde? . . . Meine *Opuntien*mama jedenfalls gefiel mir nicht mehr so recht; sie war nur mehr eine hausbadene kompakte Masse. Schade um den schönen Topf!

Nacht Tage lang beobachtete ich alle Kakteen, an denen mich mein Weg vorbeiführte, und stellte wie ein überdrüssiger Familienvater unfreundliche Vergleiche an. Da waren überall gesunde, kräftige Exemplare, die meinen blaugrünen Topf wohl verdient, ja ihm zur Zierde gereicht hätten. Am neunten Tag erlag ich der Versuchung und brachte einen wildverzweigten *Cereus flagelliformis* mit nach Hause. Die *Opuntia* wurde vom Ehrenplatz verbannt. Aber sieh da! Statt aus Kummer gänzlich einzugehen, fühlt sie sich jetzt erst recht wohl und erzwingt dadurch, raffiniert, wie sie ist, meine erneute Teilnahme. Auch N. und die anderen sachverständigen Freunde kommen und besuchen sie wie eine vornehme Wöchnerin, geben mir gute Ratsschläge, und mit Säreden werde ich gewahrt, wie selbstverständlich sie mich schon zu den Ihren zählen. Frau A. hat sich eines der *Opuntien*babies ausgebeten. Am nächsten Tag bringt sie mir fünf — fünf! — Ableger ihrer besten Sorten. Was tun? Ein Kakteeninzelhaus, so nötig es wäre, gibt es noch nicht, also bleibt mir nichts übrig, als mich der Unmündigen anzunehmen. Schon füllen sie ein Fensterbrett. Und der schöne *Cereus* (sagte ich wirklich „der schöne“?) schreit nach einem Gegenstück. Er allein wirkt viel zu mager. Ich will nicht, aber ich weiß, daß ich morgen zum Händler gehen werde.

Nachts habe ich unruhige Träume: Mein Zimmer ist in eine mexikanische Landschaft verwandelt. Dornen und Stacheln verwunden mich durch die Kleider hindurch, so geschickt ich mich auch zwischen den wuchernden Ungeheuern winde. Ich fahre aus dem Morgenschlummer auf mit dem Entschluß, mir sofort Lederkleidung anzuschaffen.

Gottlob, ganz so schlimm sieht es bei Tage noch nicht aus. Aber unter uns: ich fürchte für die Zukunft. Wenn sie sich nun immer weiter vermehren. . . wenn sie alle handfigurierte Kunsttöpfe haben wollen — wenn sie nun gar Knospen ansetzen. . . nie werde ich glauben, daß es Wollläuse sind, immer werde ich mich in trügerischer Hoffnung wegen!

Aber, wenn ich es recht überlege, vielleicht ist sogar eine lehrhafte Abicht dabei. Sind nicht in unserem Leben so mancherlei Fenster mit wuchernden Stachelgewächsen verstellt? Sie nehmen uns Luft und freie Aussicht weg, und doch pflegen wir sie mit liebevollen Händen, denn wer weiß? es könnte doch sein, daß sich irgendwo das große Wunder des duftenden, rosenroten oder goldgelben Blütensterns aufzut.

Schiffskafen.

Von Waldemar Keller.

Wir hummeln in einer Hafenstadt am Kai entlang. Ein Dampfer will gerade ausfahren, die Leinen werden losgemacht, der Laufsteg wird eingeholt, langsam beginnt die Schraube zu schlagen, schon legt das Schiff vom Ufer ab. Da springt plötzlich eine Kabe mit mächtigem Sak an Bord, niemand hat sie kommen sehen, sie war auf einmal da, aus irgendeinem Winkel der Kaianlagen ist sie aufgetaucht, und nun hat sie, im letzten Moment, ihren Schiffsvlab eingenommen und wird wahrscheinlich rund um die Welt fahren. Diese Kabe ist die typische Vertreterin jener Art, welche die Engländer und Amerikaner „pier-jumpers“ nennen. Sie ist eine Schiffskabe, wie sie im Buche steht.

Im allgemeinen ist man geneigt, anzunehmen, daß Schiffskafen zahme Geschöpfe sind, die, von tierliebenden

Matrosen verhätschelt, zum häßigen Inventar dieses oder jenes Dampfers gehören. Dem liegt aber ein kleines Mißverständnis zugrunde. Die Kake ist ihrer Natur nach ein Floßbetrotter, sie haßt nichts so sehr wie den Zwang, die Einengung in sozusagen bürgerliche Verhältnisse, und die Beispiele, die sicherlich viele Kakenfreundinnen dagegen anführen werden, belegen nichts. Die „Haus“-Kake ist eine Anomalie. In eingehender Beweisführung fehlt hier der Raum, aber vielleicht darf darauf hingewiesen werden, daß schon im alten Rom die Kake als Symbol der Freiheit und Ungebundenheit galt, der Wandertrieb steckt diesen Tieren im Leibe, und die echte Schiffskake ist keineswegs ein zahmes Wesen, das sich gern in den Schoß kuschelt, sondern ein wilder Abenteurer.

Oft mit Narben bedeckt, mit einem Ohr oder ohne Schwanz, treibt sie sich in den Häfen der ganzen Welt umher, nimmt ein Schiff, das ihr zusagt, und fährt los. Sie hat einen unerklärlichen Instinkt dafür, wann die Ladung eingenommen oder gelöscht ist, wann ein Dampfer sich seefertig macht. Im letzten Augenblick „jump“ sie an Bord. Es wird ja keinem Seemann einfallen, eine Kake zu töten; das wissen die Tiere genau. Mitunter bleibt eine solche vierbeinige Zigeunerin jahrelang auf demselben Schiff, dann aber ist sie mit einem Mal verschwunden, hat sich einen anderen Aufenthaltsort gesucht. In einigen Fällen kann man nachweisen, daß dieselbe Kake nach mehreren Jahren zu dem ersten Schiff zurückgekehrt ist. Sie hat es vielleicht in Hongkong verlassen und findet es in Hamburg wieder. So strolchen diese Tiere durch die Welt.

Geschichten von Schiffskaken gibt es wie Sand am Meer. Da sind zunächst die schwarzen Kaken. Die Seeleute mögen sie im allgemeinen nicht leiden, denn schwarze Kaken bringen angeblich Unglück. Aber nicht immer! So schwört beispielsweise die Besatzung des amerikanischen Dampfers „San Pablo“ von der United Fruit Company darauf, daß ihr Schiff nur deshalb dem furchtbaren Hurrican, der Miami verwüsthete, standgehalten hat, weil sich nicht weniger als vier schwarze Kaken an Bord befanden. Eine andere Geschichte spielt auf dem Fischerfahrzeug „Clifton“. Auch hier hatte sich eine schwarze Kake eingeschmuggelt und war der Liebling des Kapitäns geworden. Die Matrosen jedoch mochten das Vieh nicht sehen, sie witterten Unheil und forderten vom Kapitän, daß er die Kake über Bord werfe. Dieses Ansinnen wurde entrüstet abgelehnt. Der Schiffsführer sperrte seinen Liebling in die Kajüte, aber, wie so Kaken sind — eines Tages war das Tier entwischt und kletterte in der Takelage herum. Der Kapitän, der keinen der Matrosen auffordern wollte, den Ausreißer herunterzuholen, machte sich selbst auf den Weg und stieg Webeleine um Webeleine empor. Gewohnheitsgemäß ließ er seinen Blick in die Runde gehen. Und da entdeckte er in gar nicht großer Entfernung eine riesige Matrosenherde, die Boote wurden sofort ausgefetzt und nach drei Stunden kehrten sie mit einem Fang zurück, der 7000 Dollar brachte, Jetzt war die Mannschaft anderer Meinung über die schwarze Kapitänskake. Natürlich hatte sie das Glück herangelockt. Die Matrosen sammelten unter sich und rüffelten der Kake ein selbenedes Kissen.

Wenn gesagt wurde, daß die Kaken mit Vorliebe den Dampfer wechseln, so kommt immerhin auch das Gegenteil vor. Minnie war eine schwarz-weiße Kakin, die nicht weniger als fünfzehnmal von dem Dampfer „Fort St. George“, der zwischen New York und den Bermuda-Inseln verkehrt, zwangsweise abgesetzt wurde, aber fünfzehnmal auch wiederkam. Man wollte sie nicht mehr an Bord haben, weil sie gar zu oft Nachkommen in die Welt setzte. Als gar kein Mittel gegen die Anhänglichkeit Minnies half, schleppte man sie tief nach New York hinein und sperrte sie dort irgendwo in ein Haus. Minnie blieb verschwunden. Doch kaum hatte der Dampfer Hamilton Harbour auf den Bermuda-Inseln angelauten, da kam sie quetschvergnügt an Deck. Sie hatte sich während der ganzen Fahrt auf dem Schiff versteckt gehalten.

Von Londoner Kaken, die in der Welt umherstreifen, jagt man, daß sie im Nebel von wildem Heimweh befallen werden. Da ist die Geschichte jenes Kakers, der Tinker hieß. Tinker fuhr mit Vorliebe auf Segelschiffen. Jedesmal, wenn Nebel aufkam, kroch er auf die Fodraa und stimmte ein ohrenzerreißendes Gemammer an. Diese Gewohnheit wurde ihm zum Verhängnis. Das Segelschiff, auf dem sich Tinker befand, war im Kanal in dichten Nebel geraten, und das Focksegel wurde aufgegeißt und sollte festgemacht werden. Tinker sah auf der Raa, war nicht zu vertreiben und stürzte bei dem Manöver in die See. Alles bemühte sich, seiner wieder habhaft zu werden, aber in dem Nebel waren alle Anstrengungen vergeblich. Tinker mußte seine Sehnsucht nach dem Londoner Nebel mit dem Leben bezahlen.

Manche Schiffskaken sind unter den Seeleuten sogar berühmt geworden. Es gab da eine Minnie, die aus Montreal stammte und die ganze Welt durchwanderte, aber immer wieder nach einer gewissen Zeit in Montreal landete. Dann gibt es eine einohrige Kake mit dem bezeichnenden Namen Demosee; sie ist ein großer Fechter und in vielen Häfen wohlbekannt. Auch der Kaker Mike erzeute sich einmal einer besonderen Beliebtheit, und zwar deshalb, weil er es vorzüglich verstand, fliegende Fische zu fangen. Fliegende Fische fallen oft bei bewegter See auf Deck, können ohne weiteres gefressen werden und geben ein schmackhaftes Gericht. Mike hatte sich auf einem Dampfer eingeschifft, der von San Francisco nach chinesischen Häfen ging. Der Koch hatte während dieser Reisen über den Großen Ozean niemals Mangel an fliegenden Fischen gehabt, doch jetzt waren merkwürdigerweise keine zu sehen. Die Sache kam ihm verdächtig vor, er beobachtete Mike und es stellte sich heraus, daß der Kaker das Fleisch der fliegenden Fische besonders liebte und alle, die auf Deck gefallen waren, verzehrt hatte. Der Koch zog hieraus die Nutzenwendung: er richtete Mike zum Fischfang ab. Es wurde ein großer eiserner Topf an Deck festgebunden, Mike, der gelehrtig war, holte die Fische und tat sie in den Topf. Es hat ihm gewiß Überwindung gekostet, aber er wußte auch, daß er nachher sein Teil abkratzen würde. Seit dieser Zeit war Mike auf den Schiffen als Fischfänger sehr beliebt. Wo er geblieben ist? Kein Mensch weiß es. Schiffskakentos. Sie wandern und strolchen, und dann schnappt sie der Ozean. Sie lieben die Freiheit und opfern ihr gern das Leben.

Die perfekte Stenotypistin.

Wenn früh der Chef noch ruht in süßen Träumen,
Ist sie schon lange tätig im Bureau.
Es gibt ja immer etwas auszuräumen,
Zu richten irgendwue und irgendwo.
Was selber sie zur Schönheit braucht hingegen,
Wirgt sie diskret in ihrem saubern Tisch;
Sie ist bemüht, die Haare gut zu pflegen,
Und ihre Blusen sind stets weiß und frisch.

Nie wird sie schwaben, niemals intrigieren,
Und was sie hört, bewegt die Zunge nicht.
Sie fragt und zögert niemals beim Diktieren,
Selbst dann nicht, wenn der Chef sich mal verspricht
Den Kunden widelt sie in weiche Watte,
Des Lehrkings Herz ihr heiß entgegenschlägt;
Sie lobt sogar die scheußliche Krawatte,
Die der Kassierer voller Freude trägt.

Sie lacht geduldig, wenn der Chef den Kunden
Den gleichen Wis zum achtemal erzählt;
Sie paßt sich an der Stimmung ernster Stunden
Und fühlt, wenn Sorge seine Sinne quält.
In dem Bureau kennt sie nicht Flirt noch Nebe,
Sie lebt der Pflicht, und damit ist es gut,
Und sie betrachtet das Geschäftsgetriebe
Nicht immer gleich als Heiratsinstitut.

Ihr Tun und Denken zeigt sich mathematisch
Und dennoch auch in wechselnder Gestalt;
Und taktvoll kann sie sein und diplomatisch,
Wie ein erfahr'ner Scheidungs-Rechtsanwalt.
Mit Argusaugen und Chirurgenerven
Eilt im Bureau sie lautlos hin und her,
Und muß sie sich auf etwas Neues werfen,
So geht es schnell, wie bei der Feuerwehr.

Und scheidet sie zwecks Heirat vom Betriebe,
Wohin der Weg bei solcher Perle führt,
Dann folgen ihr die Achtung und die Liebe,
Und selbst der Chef ist traurig und gerührt.
Doch wenn sie so perfekt, wie hier zu lesen,
Und wenn der Chef dann weise ist und schlau,
Entläßt er dieses sabelhafte Wesen
Aus dem Geschäft und nimmt es selbst zur Frau. P u d.